

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 8

Artikel: Neujahr in den Bündnerbergen
Autor: Farner, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666678>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Als mir heut von Dir geschicht,
Und bist doch ein klein Kind nur anzusehen,
Auf Rücken und Beinen machest mir Wehen,
Dass ich schier verzaget bin."
Also sprach er mit treuem Sinn.
Auf der Stell gab Gott ein Zeichen:
Des Wassers Grund begann zu weichen
Unterm Fuß dem Offoro.
Da sprach Jesus also:
„Ehdem hießest Du Offorus,
Nun sollst Du heißen Christofforus,
Darum dass ich Christus bin,
Geb ich Dir Deinen Namen zu meinem hin,
Dass Du gewaltig für und für
Das Himmelreich besitzest mit mir.“
Gott selber tauft ihn so zur Stund:
Die Wogen, aufströmd vom tiefen Grund,
Übergossen auf der Stelle ihn da.
Ein zweites Zeichen von Gott geschah:
Der Stab, den er vom Laub entband,
Ward grünend ihm in seiner Hand.

Nach diesem Wunder verschwindet das Kind; Christofforus kommt zum Ufer und wird freudig vom Einsiedler empfangen. Er erzählt ihm ausführlich das Gesicht, und beide sind des Dankes und Lobes voll. Christoffer stirbt später den Märthertod, und seine Seele wird von Engeln zum Himmel getragen.

Wie das Tauffsymbol mit dem zugehörigen Namenwechsel aus der Geschichte und deren landschaftlichem Rahmen herauswächst, um zum eigentlichen Brennpunkt der Erzählung zu werden, wie diese Taufe vom Kinde selber vollzogen wird und wie sie als Lichtwunder zur tiefsten Nacht, beseligend und betäubend zugleich, bedrückend und doch beglückend erlebt wird, das ist mit eigenartiger Kraft und Tiefe gezeichnet. Das aber beweist uns aufs neue das Alter der Erzählung; denn es führt auf eine Zeit zurück, in der die Taufe noch in völligem Untertauchen des Täuflings bestand. Auch kann nicht verborgen bleiben, daß letzterdings eine Gestirnsage der

Legende zugrunde gelegen haben muß. Denn es gibt eine sehr verwandte griechische Erzählung, in welcher der übers Wasser hinschreitende Riese mit dem Kind auf der Achsel den aufhellenden Namen Orion trägt. Der Orion des Sternenhimmels, der auf alten Sternkarten im Wasser watet und obendrein an der Milchstraße steht, der seinen hellsten rotleuchtenden Stern auf der Schulter trägt und die Arme hochhält, wie wenn er eine Last unterstützen müßte, — Orion ist das Bild des Wasserriesen, den griechische Sage unter dem Sternbildnamen beließ, die christliche aber umgetauft hat, indem sie die Erzählung selbst in ihrem Sinne umbildete. Wenn merkwürdigerweise auf den ältesten bildlichen Darstellungen Christophorus einen Hundskopf trägt, so erklärt sich das völlig aus diesem Zusammenhang. Der Orion des Himmels tritt aus der Sonne frühmorgens (geht heliakisch auf, wie man zu sagen pflegt) im Zeichen des Stiers und der Zwillinge, er bringt uns den Sommer und entfaltet zu ganzer Größe sich eben in den Hundstagen. Am Himmel folgt ihm der Hund Shrius, nach welchem diese Tage heißen, und deswegen ist nun Orion selber auf einzelnen Bildern hundsschnäuzig geworden. Darum auch feiert bis heute die katholische Kirche seinen Heiligenstag am 25. Juli, eben zu Beginn der Hundstage. Wenn unsere Legende das Wunder der Begegnung mit dem strahlenden Kind in die Nacht verlegt, wenn Lichtengel den Riesen dabei umschweben und der Einsiedler seine Lampe dazu hält, wenn Christophorus bestimmt ist, den Schaft zu tragen, an welchem der Himmel schwebend hängt und er gewaltig mit Christus den Himmel besitzen soll — sind das nicht dunkle Erinnerungen daran, daß die Legende einmal ein Sternmythus war, wie folgerichtig nun alles auch im Sinne der neuen Lehre umgedeutet ist?

Neujahr in den Bündnerbergen.

Von Rudolf Farner.

Gleichmäßig trotet vor uns unser Schlitten-gaul. Nach jeder der steilen Kurven, wo er sich kräftig ins Geschirr legen muß, bleibt er einen Moment stehen und stözt aus seinen Nüstern große Dampfwolken in die klare Winterluft. Von selbst rückt er dann wieder an und stapft weiter. Still, beinahe andächtig sitzen wir unter den schweren Pferdedecken und lauschen dem eintönigen Bimmeln der Glocken, dem Stapfen des

Pferdes, dem Schnee, der von den Tannen fällt. Selten regt sich einer, um einen wärmenden Schluck aus der Vermouthflasche zu nehmen oder ein eingeschlafenes Bein zu strecken.

Zehn meistens einander fremde Leute waren wir, die miteinander Ski fahren wollten. Nach dem Aufzern verschieden, verschieden auch in den Ansichten und Auffassungen. Die erste, überlauta Stimmung hatte sich gelegt. Eine leichte Skepsis

hatte da mitgeschwungen, da mancher sich das enge Zusammenleben von so verschiedenen Menschen nicht recht vorstellen konnte. Und doch war es so einfach. Das Unnatürliche, Städtische ging von selbst über Bord. Jeder einzelne passte sich an, wurde wieder simpel.

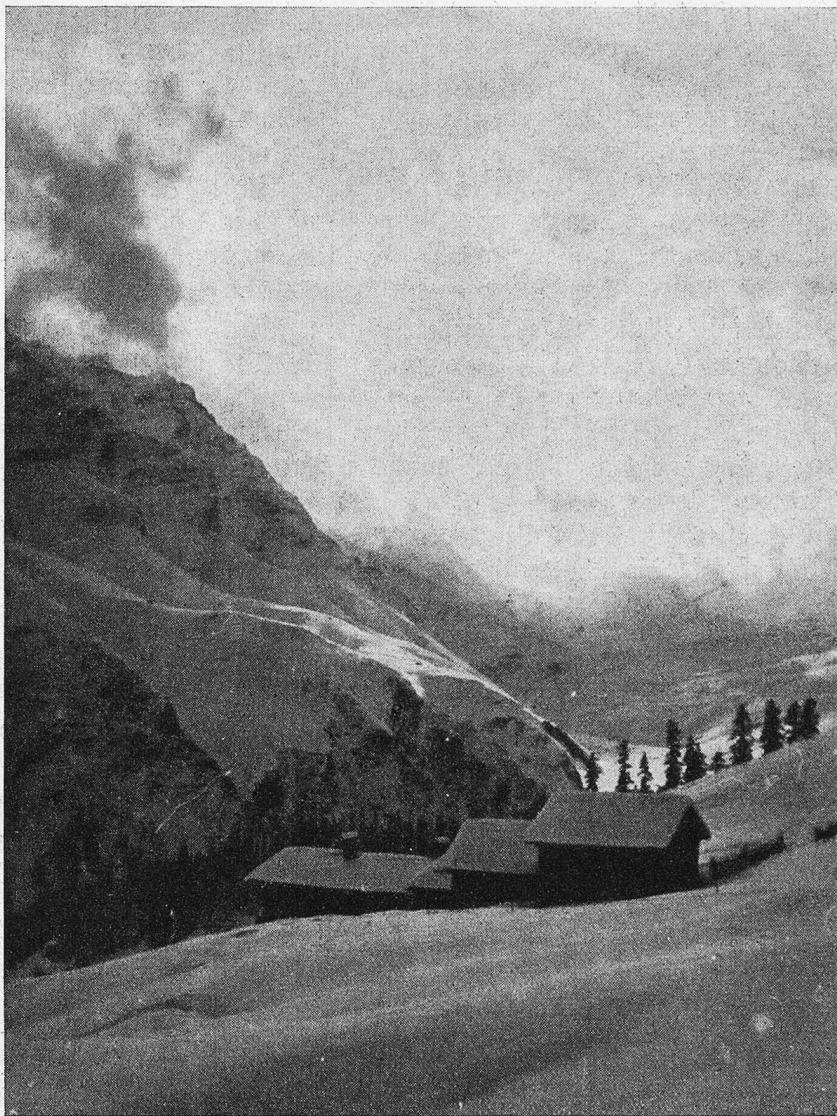
Nach einer weiteren Kurve bedeckt frischer Lawinenschnee ein weites Stück des Weges. Schwergeballte Haufen bläulich schimmernden Schnees sperren die Durchfahrt. Noch wenige gutgemeinte Schritte, dann bleibt unser Gaul stehen und beginnt in aller Ruhe am Schweife seines Kollegen von der Post zu knabbern. Der gelbgestrichene Postschlitten war hier ebenfalls nicht durchgekommen.

Gemeinsam mit dem Postillion machen wir uns daran, den Weg freizuschaufeln. Jede Schaufel wirft einen großen, massigen Schneeklumpen über das Bord, der, immer größere Schneemassen mit sich reißend, durch die Runse hinunterkollert.

*

Wir sind in unser einfaches, dunkelbraunes Bündnerhaus eingezogen. Niedrig, klein; aber behaglich. In der Wohnstube hat der große Steinofen den Löwenanteil inne. Er macht sich sogar noch im danebenliegenden Schlafzimmer breit, in dem die hohen Strohbetten mit den selbstgewobenen Überzügen stehen. Die Bauersfrau hatte uns eine warme Suppe bereitgestellt, und so sitzen wir bald alle um den langen Tisch, über dem eine einzige Petrollampe brennt.

Unfähiglich eher ausweichend und schüchtern, wurden unsere Gastgeber bei öfterem Zusammentreffen gesprächig. Es ist merkwürdig, wie gern sich der sonst so zurückhaltende Bergbauer zu einer Plauderei versöhnen lässt; und hat man einmal einige Worte gewechselt, so steht man bald in einem freundschaftlichen Verhältnis zueinander. So hat uns denn der Bauer einige Male des Abends zu sich eingeladen. Während dann meine



Schönes Skigelände.

Kameraden mit den Kindern Karten spielten oder musizierten, erzählte der Bauer meinem Freund Hannes und mir alte Geschichten vom Tale, besonders aber von der Entwicklung des Schulwesens, hinten in Safien. Schon als Siebzehnjähriger musste er, der selbst noch an drei Tagen der Woche die Schule besuchte, in Camana seinen jüngeren Kameraden Unterricht erteilen. Später besuchte er dann einen sogenannten Repetierkurs am Seminar Chur, der zehn Wochen dauerte. 55 Jahre lang hat er sein Amt als Dorforschulmeister versehen, und ich bin sicher, daß er seine vielleicht etwas mangelhafte Ausbildung durch großen Eifer, Freude, Volksverbundenheit und restlose Pflichterfüllung ersetzte.

Die Bauersfrau sicherte sich für gewöhnlich die weiblichen Lagerteilnehmer, denen sie dann mit

einigem Stolz die eigenen, handgewobenen, dunklen Bündnerstoffe zeigte. Es wurde viel von Zettel, Schuß, Laden und Schäften gesprochen, was wir aber weniger verstanden. Gemütliche Stunden waren es, wenn wir so zusammensaßen und plauderten. Der warme Ofen, der Qualm der Tabakspfeifen, vermischt mit dem Geruch der frisch geschnittenen Birnen, die Menschen, das gab eine Atmosphäre; es war einem einfach wohl.

Bei fast allen Häusern bemerkte man einen steinernen Backofen. Oft benützen mehrere Familien gemeinsam den gleichen Ofen, der irgendwo im Freien steht und mit einem einfachen Bretterdach geschützt ist. Alle vierzehn Tage ist Backtag, alle vierzehn Tage gibt es einmal wirklich frisches Brot. Es ist jedesmal ein kleines Fest, obwohl die Mutter die frischen Brote sofort versorgt, da sie mindestens drei Tage liegen müssen, um richtig schmackhaft zu sein.

Einfach ist die Rost in diesem Bergtale. Nur an Neujahr erlaubt man sich einen bescheidenen Luxus. Neujahr ist die Zeit des großen Backens. Schon früh am Morgen wird der Ofen stark ein-

geheizt. In der Küche werden die runden, dunklen Brotlaibe geformt. Daneben wird aber am Neujahr auch helles Weizenbrot, sogenanntes Milchbrot, und vor allem das richtige Birnenbrot gebacken. Die Rezepte dafür werden in der Familie überliefert. Das ganze Dorf jubelt, wenn aus den vielen kleinen Backöfen serienweise die hellbraunen, verzierten Birnenbrote gezogen werden. Es sind nicht nur Birnenbrote. Nein, sie bedeuten viel mehr. Hier werden sie zum Symbol! Birnenbrote, Festzeit ist's, Neujahr!

Rüsteten sich die Talbewohner für den Beginn des neuen Jahres, so taten wir dies nicht weniger. Wenn wir auch nicht mit großen Backkünsten prahlen konnten, so räumten wir doch unser Haus gründlich auf, kauften ein und verlegten uns aufs Kochen.

*

Drei Paar Ski gleiten an den letzten Häusern des Dorfes vorbei, dem dahinter ansteigenden Bergwald zu, durch den das Sträßlein nach Camana führt.

Mit Proviant und Postfachen schwer beladen steigen wir bergwärts. Die helle Nacht lässt die tiefverschneiten Tannen wie phantastische Gestalten erscheinen. Raum ein Wort wird gewechselt. Mag das Misstrauen sein? Nein, es ist das Zauberhafte, das Märchenhafte der Tannen, des Schnees, die Freude auf das Zusammentreffen mit den Kameraden droben im kleinen Bergbauernhaus.

Alle zwanzig Minuten wird mit der Last gewechselt und einige Male tief geatmet. Schon schiebt sich die Gestalt des Bordermannes wieder mit ruhigem, weitausholendem Schritt ins Dunkel, das keine laute Fröhlichkeit, ja nicht einmal ein Gespräch aufkommen lässt.

Vor der Haustür schnallen wir die Ski ab. Zwischen den rotgewürfelten Vorhängen dringt Lichtschein heraus und reisst uns aus den Fesseln des gespenstischen Dunkels. Ein wohliges Frösteln läuft über unsere Glieder. Es ist die Ahnung von Wärme und Gemütlichkeit, die uns drinnen erwarten. Die Nacht hat ihre Gewalt verloren. Wir finden uns wieder zurecht, können mit unseren Freunden sprechen, scherzen und lachen.

Trotzdem wir dieses Jahr auf das Glöckengeläute und den Punsch verzichten müssen, bleiben wir lange, sehr lange, beinahe

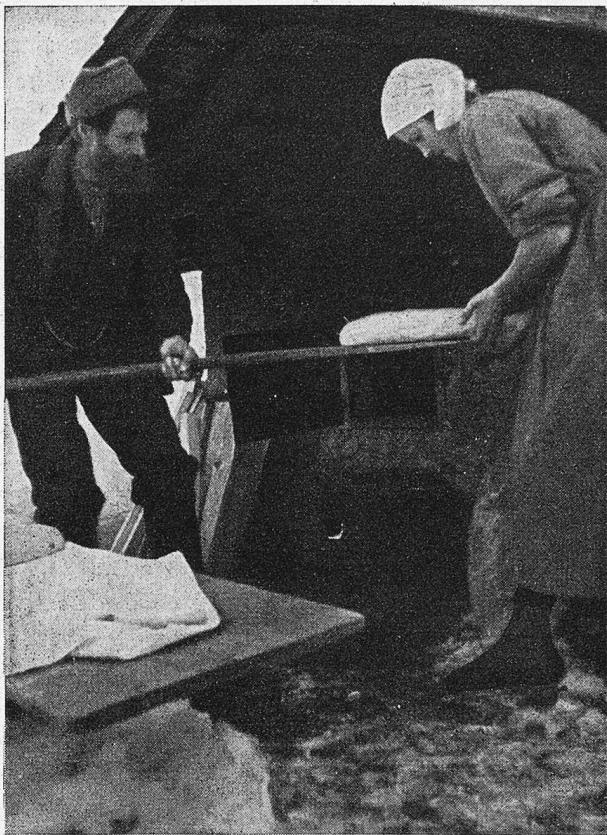


Fahrt in die Skiferien.

die ganze Nacht auf. Erst sitzen wir ruhig plaudernd zusammen. Dann aber wird unser Hütentisch zur Liedertafel, und geführt von unseren doctores, werden alle die Studentenlieder gesungen. Ich glaube, wir haben in dieser Nacht beinahe den ganzen Kantusprügel durchgenommen. Zwischen hinein lassen wir auch wieder unsere Gläser auf ein fröhliches Leben und treue Kameradschaft erklingen.

Am nächsten Morgen, dem ersten Morgen im neuen Jahr, liegen noch die meisten von uns mit einem etwas dösigem Kopf im Bett, als die Schulkinder mit einem Neujahrsständchen aufwarten.

„Gesundheit, Gesundheit und ein wenig Glück," wiederholen sie vielstimmig in einem kanonartigen Gesang. Ohne jede Scheu stehen sie vor dem Haus und bringen ihren Neujahrsgruß. Es ist dies hier ein alter Brauch, und ebenso ist es Brauch, daß jedes Kind einen Zehner erhält, und die beiden Ältesten, die das letzte Mal mitsingen, einen Zwanziger. Wir sitzen bereits beim Frühstück, und noch immer hören wir durch die Morgenluft die hellen Stimmen vom nächsten Hof herüberschallen: „Gesundheit, Gesundheit und ein wenig Glück.“



Bäcken des Brotes.

„Arme Leute“.

Erzählung von Graf Leo Tolstoi. Nach einem Thema von V. Hugo.

In ihrer Hütte am Feuer sitzt Jeanne, die Frau eines Fischers, und flickt ein altes Segel. Draußen pfeift und heult der Wind, es dröhnen die Wogen, an die Ufer schlagend und sich brechend. Es ist kalt und finster, ein Sturm wütet auf dem Meer, doch in der Hütte ist es warm und heimelig: der Lehmboden ist rein gesegt, im Kamin — die Glut noch nicht erloschen, von der Borde herab blinkt blankes Kochgeschirr. Im Bett, über das der weiße Vorhang niedergelassen ist, schlafen fünf Kinder, gewiegt vom Geheul des stürmenden Meeres. Der Fischer selbst ist am frühen Morgen mit seinem Boot ins Meer zum Fang ausgesfahren und noch nicht zurückgekehrt. Die Fischerin hört das Dröhnen der Wogen, das Heulen des Windes, — unheimlich wird der armen Jeanne!

Die alte hölzerne Uhr schlägt mit heiserem Bass zehn, dann elf... der Mann ist noch immer nicht gekommen. Jeanne versinkt in Nachdenken. Ihr Mann schont sich nicht, trotz Frost und Sturm geht er hinaus auf Fischfang. Sie selbst

ist vom Morgen bis in die Nacht hinein an der Arbeit, und mit welchem Erfolg? Dass sie kaum genug zu essen haben! Den Kindern fehlt Schuhzeug: Sommers und Winters laufen sie barfuß, nie bekommen sie Weizenbrot zu essen, gut — wenn es zum Roggenbrot reicht! Fisch und Brot — mehr gibt es nicht. „Gott sei bedankt, dass sie noch alle gesund sind, man dürfte nicht klagen“, bedenkt Jeanne und lauscht wieder auf das Geheul des Sturmes. „Wo mag er sich jetzt befinden? Erhalte ihn Gott, errette ihn und sei ihm gnädig!“ spricht sie laut vor sich. Zum Schlafengehen ist es zu zeitig, sie steht auf, schlägt ein warmes Tuch über den Kopf, zündet die Laterne an und geht hinaus auf die Straße, um Ausschau zu halten, ob das Meer ruhiger wird, ob die Lampe des Leuchtturms brennt, ob das Boot ihres Mannes nicht zu sichten ist. Doch es zeigt sich nichts auf dem Meer. Der Wind sucht ihr das Tuch fortzureißen... da fällt es Jeanne ein, dass sie zur kranken Nachbarin wollte, um zu erkunden, wie es der gehe. „Niemand ist da, nach